

EINE SOLDATENHEIMSCHWESTER AN DER OSTFRONT

LWL-INSTITUT FÜR WESTFÄLISCHE REGIONALGESCHICHTE
LANDSCHAFTSVERBAND WESTFALEN-LIPPE
MÜNSTER

FORSCHUNGEN ZUR REGIONALGESCHICHTE

Band 76

Herausgegeben von Bernd Walter

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Eine Soldatenheimschwester an der Ostfront

Briefwechsel von Annette Schücking mit ihrer Familie (1941-1943)

herausgegeben von
Julia Paulus und Marion Röwekamp

(mit einem Beitrag von Ulf Morgenstern)

FERDINAND SCHÖNINGH
Paderborn • München • Wien • Zürich

Redaktion:
Julia Paulus

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Abbildung auf dem Umschlag:
Fotoalbum Annette Schücking (Privatarchiv Schücking-Homeyer)

Umschlaggestaltung:
INNOVA GmbH, 33178 Borcheln

© 2015 Ferdinand Schöningh, Paderborn
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben
sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne
vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany. Herstellung: DruckVerlag Kettler, Bönen
ISBN 978-3-506-78151-2

Inhaltsverzeichnis

Einführung

<i>Julia Paulus/Marion Röwekamp</i> Zur Genese dieser Edition	9
<i>Ulf Morgenstern</i> Briefe als schriftliche Selbstvergewisserung? Zur Bedeutung der Briefkultur im Rahmen intergenerationeller Tradierungen und persönli- cher Verortungen in einer Gelehrtenfamilie zwischen Altem Reich und Bundesrepublik	15
<i>Julia Paulus/Marion Röwekamp</i> Personen, Gegenstände, Ereignisse und ihre Orte	31
<i>Julia Paulus</i> „Ich werde Euch Bücher erzählen können, die man aber nicht veröf- fentlichen kann“: Die Soldatenheimschwester Annette Schücking als Chronistin und Akteurin	65
Edition der Briefe und Tagebücher	
Editorische Vorbemerkungen	77
Briefe, Postkarten und Tagebucheinträge von Annette Schücking (14. August 1941 bis 4. Februar 1943)	79
Briefe und Postkarten von Familienangehörigen an Annette Schücking (22. August 1941 bis 18. Januar 1943)	451

Anhang

Annette Schücking-Homeyer

Epilog	583
Schreiben von Annette Homeyer an die Kriminalpolizei Detmold betr. Vernehmung als Zeuge, 1.12.1976 (Abschrift)	595
Reiserouten	601
Abkürzungen	604
Quellen und Literatur	606
Register	638

Einführung



Julia Paulus/Marion Röwekamp

Zur Genese dieser Edition

Die vorliegende Edition ist das Ergebnis einer langjährigen, intensiven Zusammenarbeit der beiden Historikerinnen Julia Paulus und Marion Röwekamp mit Annette Schücking-Homeyer, der Protagonistin der hier veröffentlichten Briefe und Tagebücher. Beide Herausgeberinnen waren unabhängig voneinander bereits vor der eigentlichen Arbeit an dieser Edition mit Annette Schücking-Homeyer im Rahmen anderer Forschungsprojekte in Kontakt getreten,¹ bevor sie in Gesprächen mit ihr zufällig von dem Briefe-Konvolut erfuhren. Annette Schücking-Homeyer war seit dem Jahr 2004 damit befasst, diese Briefe und Tagebücher auf der Schreibmaschine zu transkribieren, um sie für sich und ihre Familie lesbarer zu gestalten. Nachdem sowohl Marion Röwekamp wie auch Julia Paulus ihr Interesse bekundeten, mit ihr zusammen diese Quellen zum Zweiten Weltkrieg zu edieren, schlug sie eine Zusammenarbeit vor, aus der nach einem ersten Treffen Mitte des Jahres 2007 dieses Projekt entstanden ist.

Im ständigen Austausch mit Annette Schücking-Homeyer (um Fehlerquellen in der Transkription möglichst ausschließen zu können) und nach Recherchen in weiteren Archiven formte sich nach und nach aus dem zunächst ungeordnet und unvollständig anmutenden Quellenkorpus die in hohem Maße vollständige Überlieferung eines Briefwechsels zwischen einer im Jahre 1941 21jährigen, gerade examinierten Jurastudentin und ihrer Familie, die seit 1933 im – wenn auch heimatlichen – Sassenberger Exil im Kreis Warendorf im Münsterland lebte. Grund für den erzwungenen Umzug der Familie war die Entlassung des Vaters von Annette Schücking aus der Anwaltskammer. Dr. Lothar Schücking, ein seit 1909 in Dortmund in eigener Kanzlei tätiger Rechtsanwalt und Notar, hatte im Juni 1933 wegen angeblicher kommunistischer Betätigung erst Berufs-, später auch Schreibverbot erhalten. Lothar Schücking verlor daraufhin seinen Broterwerb, musste seine Dortmunder Anwaltskanzlei schließen und mit seiner Familie nach Sassenberg umsiedeln, in den damaligen Sommersitz und Gutshof der Großfamilie Schücking.²

¹ Vgl. hierzu: Marion Röwekamp, *Juristinnen. Lexikon zu Leben und Werk*, Baden-Baden 2005; dies., *Die ersten deutschen Juristinnen. Eine Geschichte ihrer Professionalisierung und Emanzipation 1900-1945*, Köln 2011; Julia Paulus/Ulrike Gilhaus/Anne Kugler-Mühlhofer (Hg.), „Wie wir wurden, was wir nicht werden sollten“. Frauen in Amt und Würden. Katalog, Ausstellung und Website des LWL-Industriemuseums Zeche Zollern in Dortmund und des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte in Münster, Dortmund 2009; Julia Paulus, *Eigensinn und Loyalität – Protest- und Mobilisierungskulturen in ländlichen Gesellschaften am Beispiel der politischen Emanzipationsbewegungen von Frauen (1970 bis 1990)*, in: Franz-Werner Kersting/Clemens Zimmermann (Hg.), *Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert*, Paderborn 2015.

² Vgl. ausführlich zu der Geschichte der Familie Schücking die nachfolgenden Einführungen. Zum Gutshof der Familie Schücking siehe Abb. 2.

Außer auf ihren dreimonatigen Urlaub in Danzig in den Monaten August bis Oktober 1941, in dessen Verlauf sich Annette Schücking als Hilfsschwester beim Roten Kreuz verpflichtete, bezieht sich das Brief- und Tagebuchkonvolut vorrangig auf ihre Tätigkeit als Soldatenheimschwester in Zwiahel in der Ukraine sowie in Krasnodar im Kaukasus.

Zuletzt besaß der so ermittelte Quellenkorpus insgesamt 174, größtenteils mehrseitige Briefe und Postkarten, davon 36 Briefe und Postkarten von Annette Schücking aus der Zeit vor ihrem Dienstantritt in den Soldatenheimen in Danzig und 137 Briefe und Postkarten aus ihrer Zeit in den Soldatenheimen Zwiahel und Krasnodar.

Bei den Briefen und Postkarten von Annette Schücking handelt es sich um Schreiben, die an ihren Vater, ihre ein Jahr jüngere Schwester Sibylle, die zu dieser Zeit in Göttingen, Hannover und Wien Veterinärmedizin studierte, an ihren sechs Jahre jüngeren Bruder Engelbert Schücking, der zu dieser Zeit Schüler eines Warendorfer Gymnasium war, ihren Halbbruder Lothar, der ebenfalls an der Ostfront als Soldat stationiert war, sowie in erster Linie an ihre Mutter adressiert sind. Parallel hierzu liegen die jeweiligen Antwortbriefe der Genannten als Gegenüberlieferung im Umfang von insgesamt 85, ebenfalls in der Hauptsache mehrseitigen Briefen und Postkarten vor. Daneben existieren noch zwei Tagebücher von Annette Schücking, jeweils eines aus ihrer Zeit in Zwiahel und Krasnodar, und ein Fotoalbum mit insgesamt 28 Fotos aus ihrer Zeit in den beiden Soldatenheimen, das sowohl Schwarzweiß-Abbildungen von Personen, Innenansichten der Soldatenheime wie auch Landschaftsfotografien beinhaltet.³

Nach Aufnahme der Texte entschieden sich die Herausgeberinnen für einen ausführlichen textkritischen und – Sachen, Begriffe und Ereignisse – erläuternden Anmerkungsapparat sowie für eine Einführung, die sowohl das Leben und Wirken Annette Schückings als auch das ihrer unmittelbaren Herkunftsfamilie berücksichtigt und die in ihren Briefen und Tagebüchern angesprochenen Themen kontextualisieren sollte. Hierzu konnten die Herausgeberinnen mit Ulf Morgenstern einen der besten Kenner der Schücking'schen Familiengeschichte gewinnen,⁴ der sich in seinem Beitrag mit der besonderen Funktion und Bedeutung des ‚Schreibens‘ innerhalb der Familie Schücking beschäftigt.⁵ Darüber hinaus nimmt in einem gesonderten ‚Epilog‘ am Ende dieser Edition Annette Schücking-Homeyer aus ihrer heutigen Sicht persönlich Stellung zu den Inhalten ihrer Briefe und Tagebücher.

³ Zu weiteren Informationen zur editorischen Praxis dieser Edition vgl. das Kapitel ‚Editorische Vorbemerkungen‘.

⁴ Vgl. zur Familiengeschichte und zum umfangreichen Traditionsbestand der Familie insgesamt: Ulf Morgenstern, *Bürgergeist und Familientradition. Die liberale Gelehrtenfamilie Schücking im 19. und 20. Jahrhundert*, Paderborn 2012.

⁵ Vgl. hierzu seinen Beitrag in der nachfolgenden Einführung: ‚Briefe als schriftliche Selbstvergewisserung? Zur Bedeutung der Briefkultur im Rahmen intergenerationaler Tradierungen und persönlicher Verortungen in einer Gelehrtenfamilie zwischen Altem Reich und Bundesrepublik‘.

Abb. 1: Großfamilie Schücking, Ostern 1933 in Sassenberg (v.l.n.r. und von unten nach oben) 1. Reihe: Sibylle, Engelbert; 2. Reihe: Prosper, Lothar; 3. Reihe: Annette, Luise; 4. Reihe: Eva, Klaus, Christoph; 5. Reihe: Louise; 6. Reihe: Haushälterin Fräulein Becker, Levin (Privatarchiv Schücking-Homeyer)

Demgegenüber beschäftigen sich die beiden einführenden Beiträge ‚Personen, Gegenstände, Ereignisse und ihre Orte‘ sowie ‚Annette Schücking als Chronistin und Akteurin‘ vor allem mit den unterschiedlichen Bezugsrahmen, in denen Annette Schücking in den Jahren 1941 bis 1943 tätig war, mit denen sie sich auseinandersetzen musste und die Einfluss auf ihr Handeln und Denken nahmen. Angesprochen werden hierbei Themen wie der Eroberungs- und Vernichtungskrieg der Wehrmacht und der Einsatzgruppen der SS, die Funktionsweise und Aufgabenstellung von Soldatenheimen des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) sowie Deutungszusammenhänge der Verfasserinnen und Verfasser der Briefe und Tagebücher im Kontext der Wahrnehmungs- und Handlungsweisen von Frauen und Männern an den (Heimat-)Fronten des Zweiten Weltkrieges.⁶

⁶ Vgl. bereits eine erste Annäherung an diesen Konvolut: Julia Paulus/Marion Röwekamp, Frontenverschiebung. Briefe einer Soldatenheimschwester an der Ostfront, in: Veit Didczuneit u.a. (Hg.), Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen 2011, S. 263-272. Vgl. zu Annette Schückings Aufenthalt in Zwiahel auch das im Jahre 2010 mit ihr geführte Interview: Martin Doerry und Klaus Wiegrefe, Man riecht bei vielen Blut, in: Der SPIEGEL (2010) H. 4, S. 42-44 (wiederabgedruckt in: Alle in der Etappe wußten es [URL: http://einestages.spiegel.de/static/authoralbumbackground/6025/_alle_in_der_etappe_wussten_es.html]). Anlässlich eines Interviews des SPIEGELS mit dem US-Politikwissenschaftler Daniel Goldhagen, der die These vertrat, dass die Kenntnis des Massenmords an den Juden während des Zweiten Weltkrieges „sehr weit verbreitet“ gewesen sei, und bei er u.a. auch auf die etwa zehn Millionen Soldaten an der Ostfront verwies (vgl. Der SPIEGEL vom 5.10.2009),

Insbesondere die Bearbeitung der beiden letzten Themen macht auf Forschungsdesiderate aufmerksam: Während mittlerweile eine Reihe von Studien und Editionen zum Einsatz von Frauen als Wehrmachtshelferinnen⁷ und als DRK-Krankenschwestern erschienen sind,⁸ finden sich bislang kaum Forschungen zu den anderen Einsatzbereichen des DRK, wie der Unterstützung der Wehrmacht durch die große Zahl von sogenannten ‚Betreuungshelferinnen‘.⁹ Insofern gibt die hier vorliegende Edition von

schrrieb die damals 89jährige Annette Schücking-Homeyer an das Nachrichtenmagazin, sie könne als „eine Art Zeitzeugin“ Goldhagens Behauptung bestätigen. Vgl. zur geschichtswissenschaftlichen Diskussion um die Thesen von Daniel Goldhagen u.a.: Julius H. Schoeps (Hg.), *Ein Volk von Mördern? Die Dokumentation zur Goldhagen-Kontroverse um die Rolle der Deutschen im Holocaust*, Hamburg 1996; Volker Ullrich, *Die Goldhagen-Kontroverse: Ein Rückblick und ein Resümee*, in: Willi Jasper (Hg.), *Preußens Himmel breitet seine Sterne aus...: Beiträge zur Kultur-, Politik- und Geistesgeschichte der Neuzeit. Festschrift zum 60. Geburtstag von Julius H. Schoeps*, Hildesheim 2002, S. 543-557; Hans Mommsen, *Die Goldhagen-Debatte. Zeithistoriker im öffentlichen Konflikt*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 54 (2006) H. 12, S. 1063-1067.

⁷ Vgl. u.a. Ursula von Gersdorff, *Frauen im Kriegsdienst 1914-1945*, Stuttgart 1969; Franz W. Seidler, *Frauen zu den Waffen? Marketenderinnen, Helferinnen, Soldatinnen*, Koblenz/Bonn 1978; Gaby Zipfel, *Wie führen Frauen Krieg?*, in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-44*, Hamburg 1997, S. 460-474, Birthe Kundrus, *Nur die halbe Geschichte. Frauen im Umfeld der Wehrmacht zwischen 1939 und 1945 – Ein Forschungsbericht*, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999, S. 719-738; Karen Hagemann, „Jede Kraft wird gebraucht“. Militäreinsatz von Frauen im Ersten und Zweiten Weltkrieg, in: Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland*, Paderborn 2002, S. 79-106; Rosemarie Kilius, *Frauen für die Front. Gespräche mit Wehrmachtshelferinnen*, Leipzig 2003; Franz W. Seidler, *Blitzmädchen. Helferinnen der Wehrmacht*, Augsburg 2003; Franka Maubach, *Expansionen weiblicher Hilfe. Zur Erfahrungsgeschichte von Frauen im Kriegsdienst*, in: Sybille Steinbacher (Hg.), *Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft*, Göttingen 2007, S. 93-111.

⁸ Vgl. Birgit Panke-Kochinke/Monika Schaidhammer-Placke, *Frontschwester und Friedensengel. Kriegskrankenpflege im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Ein Quellen- und Fotoband*, Frankfurt a.M. 2002; Ulrike Gaida, *Zwischen Pflegen und Töten: Krankenschwestern im Nationalsozialismus. Einführung und Quellen für Unterricht und Selbststudium*, Frankfurt a.M. 2013. Vgl. auch die Feldpost-Editionen: Elfriede Schade-Bartowski, *Sag mir, wo die Blumen sind ... Unter der Schwesternhaube. Kriegserinnerungen einer DRK-Schwester im II. Weltkrieg an der Ostfront*, Hamburg 1989; Lisbeth Ascher, *Pflege als Begegnung. Eine Krankenschwester erzählt aus ihrem Leben*, Wien 1999; Ingeborg Ochsenknecht, „Als ob der Schnee alles zudeckte.“ Eine Krankenschwester erinnert sich. Kriegseinsatz an der Ostfront, München 2004; Magdalena Wortmann, *Was haben wir nicht alles mitgemacht. Kriegserinnerungen einer Rotkreuzschwester*, Paderborn 1995; Jens Ebert/Sibylle Penkert, Brigitte Penkert, *Briefe einer Rotkreuzschwester von der Ostfront*, Göttingen 2006; Jürgen Kleindienst, (Hg.), *Schäfers Tochter. Die Geschichte der Frontschwester Erika Summ*, Berlin 2006; Susi Gerloff, *Kriegsschwester. Erlebnisberichte, Pfaffen-Schwabenheim* 1995.

⁹ Einige wenige Hinweise finden sich z.B. in: Dieter Riesenberger, *Das Deutsche Rote Kreuz. Eine Geschichte 1864-1990*, Paderborn 2002, S. 327-332; Brigitte Morgenbrod/Stephanie Merkenich, *Das Deutsche Rote Kreuz unter der NS-Diktatur 1933-1945*, Paderborn 2008, S. 267-272; Rudolf Absolon, *Die Wehrmacht im Dritten Reich. Band V.1: September 1939 bis 18. Dezember 1941*, Boppard am Rhein 1988, S. 230-245; Seidler, *Frauen zu den Waffen?*, S. 59f.; Gersdorf, *Frauen im Kriegsdienst*, 65f.; Winfried Mönch, *Rotes Kreuz*, in: Gerhard Hirschfeld u.a. (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn 2009, S. 802-804, S. 803; Panke-Kochinke/Schaidhammer-Placke, *Frontschwester*, S. 187; Franka Maubach, *Die Stellung halten: Helferinnen der Wehrmacht im Einsatz. Erfahrungsräume und Lebens-*

Feldpostbriefen der Soldatenheimschwesternhelferin Annette Schücking auch einen ersten Einblick in ein bisher gänzlich unbekanntes Einsatzgebiet von Frauen an der Kriegsfrente während des Zweiten Weltkrieges. Darüber hinaus schließt diese Edition an eine in jüngerer Zeit aufgeworfene Forschungsfrage an, die sich mit den Motiven und der ‚Motivation‘ derjenigen Frauen beschäftigt, die sich insbesondere für einen Einsatz in von der Wehrmacht besetzten ‚Ostgebieten‘ meldeten. Studien zu Wehrmachtshelferinnen und zu den ‚Auslands‘-Einsätzen der NS-Frauenschaft machen deutlich, dass es durchaus unterschiedliche und zum Teil völlig ‚ideologiefreie‘ Beweggründe waren, die Frauen bewog, eine ‚Arbeitsstelle‘ in den Kriegsgebieten anzunehmen. Nicht zuletzt boten diese Tätigkeiten für Frauen, die nicht aus höheren Bildungsschichten stammten, eine sozial anerkannte Möglichkeit, ein weitgehend eigenständiges Leben führen zu können. Vorwiegend für junge Frauen stand darüber hinaus auch das ‚Abenteuer‘ bzw. die ‚Freiheit‘ – in den späteren Kriegsjahren auch die Gelegenheit zur Flucht aus den zerbombten Städten – im Mittelpunkt ihrer Motivation. Und sicher spielte bei einigen auch der Wunsch eine Rolle, die expansorischen und ideologischen Ziele des Krieges unmittelbar zu unterstützen.¹⁰

Dass zudem im vorliegenden Fall der gegenseitige Briefwechsel erhalten ist, stellt einen besonderen Glücksfall dar, der nicht zuletzt auf der Schücking’schen Familientradition beruht, in der das Bewahren schriftlicher Familienkultur einen hohen Stellenwert besitzt. Vor diesem Hintergrund lassen sich nicht nur die unterschiedlichen Wahrnehmungen der Heimat- und der Kriegsfrente studieren, sondern auch die konkreten mentalen Veränderungen nachzeichnen, die sich sowohl in der Konfrontation mit und Adaption von neuen Erfahrungswelten einstellten als auch auf der Mitteilungsebene wiederfinden.

geschichten, Göttingen 2009, S. 23, Anm. 7.

¹⁰ Vgl. hierzu: Maubach, Expansionen, S. 93-111; dies., Die „Macht weiblicher Hilfe“ im Zweiten Weltkrieg. Ein Phänomen an der Schnittstelle von Frauen- und Militärgeschichte, in: Jörg Echternkamp/Wolfgang Schmid/Thomas Vogel, Perspektiven der Militärgeschichte. Raum, Gewalt und Repräsentation in historischer Forschung und Bildung, München 2010, S. 187-198, S. 187; Elizabeth Harvey, „Der Osten braucht Dich!“. Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik, Hamburg 2010; dies., „Die deutsche Frau im Osten“: „Rasse“, Geschlecht und öffentlicher Raum in Polen 1940-1944, in: Archiv für Sozialgeschichte 38 (1998), S. 191-214.



Ulf Morgenstern

Briefe als schriftliche Selbstvergewisserung? Zur Bedeutung der Briefkultur im Rahmen intergenerationeller Tradierungen und persönlicher Verortungen in einer Gelehrtenfamilie zwischen Altem Reich und Bundesrepublik

1. Der Familienhintergrund

Seit dem 17. Jahrhundert gehörte die Familie Schücking zur juristisch gebildeten Verwaltungs- und Beamtenelite des Münsterlandes.¹¹ Im 18. Jahrhundert gelang ihnen dort durch Leistung und Einheirat der Anschluß an führende Familien und die damit zusammenhängende Übernahme erblicher Ämter und Einkünfte; ein Zweig der Familie wurde sogar in den erblichen Reichsadelsstand erhoben. Trotz dieser dauerhaften Sicherung von Pfründen und Stipendien vermochten es nicht alle Angehörige der Familie, den sozialen Status zu halten. Für diejenigen, die als Richter, Domherrn und Amtsrentmeister das Ende des Alten Reiches erlebten, begann in der anschließenden Franzosen- und Preußenzeit eine schmerzhaft Neuorientierung, die durch fehlende Flexibilität nicht selten den Verlust der elitären Posten mit sich brachte.¹²

Zwar hatten schon seit dem 18. Jahrhundert fast alle männlichen Angehörigen der Familie Schücking Universitätsstudien in den Rechts- und Geisteswissenschaften absolviert. Nicht selten wurden diese aber nur pro forma durchlaufen, um anschließend die ererbten Pfründe antreten zu können.¹³ Dem rauhen Wind der Säkularisationszeit begegneten zahlreiche Familienangehörige dann durch einen stärker verinnerlichten Bildungserwerb, schließlich waren sie darauf angewiesen, auch tatsächlich in bildungsbürgerlichen Berufen den eigenen Unterhalt zu verdienen. Auffällig ist, dass nur in wenigen Feldern auf unternehmerische Alternativen ausgewichen wurde und die Familie seit Paulus Modestus Schücking (1787-1867) durchgängig als im Staatsdienst stehende Juristen, als Gelehrte oder als Schriftsteller tätig waren. Sie zählen damit zu den wenigen nahezu ausschließlich bildungs- und nicht wirtschaftsbürgerlichen Familien der neueren deutschen Geschichte.¹⁴ Dass einige wenige Schückings Ärzte oder Militärs wurden, darf

¹¹ Zur Frühgeschichte der Familie vgl. den Eintrag „Schücking“, in: Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 152 (2. Westfälisches Geschlechterbuch), bearb. v. Clemens Steinbicker, Limburg 1970, S. 185-263 bzw. das Kapitel „Familienlinien der Schückings im Mittelalter und der Frühen Neuzeit“, in: Ulf Morgenstern, Bürgergeist und Familientradition. Die liberale Gelehrtenfamilie Schücking im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 2012, S. 34-63.

¹² Vgl. allgemein Clemens Steinbicker, Schücking, ein westfälisches Geschlecht in seiner sozialen Entwicklung, in: Archiv für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete 42 (1971), S. 88-99; Ulf Morgenstern, Schücking (Familienartikel), in: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 629f.

¹³ Die herausragenden geistigen und wissenschaftlichen Begabungen sind ebenso wie die eher durchschnittlichen Schückingschen Studenten des Alten Reichs genauer untersucht bei: Morgenstern, Bürgergeist.

¹⁴ Ursula Schücking (1913-1987), eine Cousine Annette Schücking-Homeyers, bezeichnete sich nach ihrer

unberücksichtigt bleiben, zumal auch diese privat schriftstellerisch tätig waren.¹⁵

Innerhalb der Bürgertumsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts steht die Familie Schücking damit exemplarisch für einen speziellen Entwicklungsgang liberalen gelehrten Bürgertums, der von der Abneigung gegen die sozialen und politischen Auswirkungen der Französischen Revolution bis zur linksliberalen Kritik am preußischen Obrigkeitsstaat im späten kleindeutschen Kaiserreich reicht. Sie vollzogen dabei einen vergleichsweise seltenen Wandel vom machtstaatlich-fixierten hin zum ethisch-motivierten Liberalismus nach. Für diese Entwicklung stehen namentlich die zwischen 1840 und 1880 Geborenen, mithin also die Großeltern- und Elterngeneration Annette Schückings. Besonders diese zeichneten sich – wenn sich auch zahlreiche frühere Beispiele belegen lassen – durch einen auf Bildung beruhenden Eigensinn aus. Im Wechselverhältnis zwischen ausgeprägter Individualität und den jeweiligen gesellschaftlichen Veränderungen brachten die Schückings so während des Kaiserreichs einige der wenigen Beispiele von herausragenden Linksliberalen aus dezidiert katholischen Familienhintergründen und homogen katholischen Volksgegenden hervor.

Annette Schücking gehört zur ersten Generation derjenigen, in der sich diese Spannungen in der fortschreitenden Entkonfessionalisierung der vielgestaltigen Modernisierungsprozesse des 20. Jahrhunderts auflösen. Als ältestes Kind Lothar Engelbert Schückings (1873-1943) und seiner zweiten Frau Louise, geb. Hudoffsky (1894-1969), wuchs sie in einem der nicht eben zahlreichen linksliberalen, republikanischen, atheistischen und doch zutiefst bürgerlichen Elternhäuser der Weimarer Republik auf. Ihr Wohn- und Lebensumfeld befand sich jedoch nicht in einer Großstadt in der Nähe von Gleichgesinnten, sondern war – auch während der Dortmunder Jahre bis 1933 – immer in die westfälisch-dörfliche Herkunftslandschaft der Familie im landstädtischen Sassenberg eingebunden, wohin die Familie sich nach dem Berufsverbot des Vaters 1933 in eine Art „innere Emigration“¹⁶ zurückzog. Als zuvor politisch und kulturell außerordentlich aktiver Pendler zwischen linksliberalen und sozialdemokratischen Positionen war Annette Schückings Vater aus Angst vor einer Verhaftung über Monate untergetaucht und hatte sich während des Dritten Reichs völlig aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen.

Promotion halb scherzhaft, halb ernst als „17. Dr. jur. der Familie“. Ursula Schücking, Zur Behandlung des Verbotsirrtums im kommenden Strafrecht. Nach dem Bericht der amtlichen Strafrechtskommission, Diss. jur. Leipzig-Zwönitz 1937.

¹⁵ Vgl. Morgenstern, Schücking (Familienartikel); ders., Lebensstile, Familientraditionen und bildungsbürgerliche Elitekonzepte einer liberalen Gelehrtenfamilie. Das Beispiel der Schückings, in: Meike Sophia Baader u.a. (Hg.), Familientraditionen und Familienkulturen. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen, Wiesbaden 2013, S. 119-138.

¹⁶ Nach Reinhold Grimm kann der zuerst von den Schriftstellern Thomas Mann und Frank Thiess zunächst nur auf das Verhalten Kunstschaftfender angewendete Begriff aus dieser Engführung heraus auch als ganz eigene, aus einer speziell deutschen „Innerlichkeit“ heraus kommende Lebensform verstanden werden. Wenn hierunter, wie Grimm es vorschlägt, nicht „die gesamte mittlere Gesinnungslage zwischen Nationalsozialismus und tätiger Opposition“ (S. 47), sondern lediglich die passive Distanziertheit eigentlicher Gegner des Regimes verstanden wird, ist der ehemalige Dortmunder Anwalt ein geradezu prototypisches Beispiel. Reinhold Grimm, Innere Emigration als Lebensform, in: ders./Jost Hermand (Hg.), Exil und innere Emigration, Frankfurt a.M. 1972, S. 31-73. Auch Reinhold Lütgemeier-Davin, Lothar Schücking. Eine Biographie, Bremen 1998, wählt „Innere Emigration“ als Kapitelüberschrift (S. 188-195).

Anfang des Jahres 1933 hatte Lothar Schücking als Mitbegründer des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ noch einen Abendvortrag im „Zentralverein der Deutschen Staatsbürger israelitischen Glaubens“ in Dortmund gehalten.¹⁷ Gegen Mitte Februar, wahrscheinlich aber nicht später als nach der sogenannten Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar 1933, wurde Schückings Dortmunder Kanzlei von SA-Leuten besetzt und durchsucht. Der Vorwurf, den die Nationalsozialisten durch die beschlagnahmten Kanzleiakten zu belegen suchten, war der der „staatsgefährdenden Zusammenarbeit mit Kommunisten“, gegen den sich der den Sozialdemokraten nahe-stehende Anwalt und seine Frau verwahrten: „Vor den ältesten Kulturfamilien macht man nicht mehr halt. ... Wir haben im ganzen 6 Kommunisten verteidigt, mein Gott man verteidigt doch auch Raubmörder. Das ist doch nun der Beruf des Anwalts. Man identifiziert sich doch nicht mit seinen Klienten.“¹⁸

Berührungsängste gegenüber nicht-bürgerlichen Gesellschaftsgruppen oder politischen Entwürfen, die von der Besitzstandswahrung der wilhelminischen Eliten abwichen, hatte Lothar Engelbert Schücking freilich nicht. Zwar hatte er sich schon als Nachwuchsjurist mit Studienfreundschaften zu Verbindungsstudenten gut in den Mainstream des Verwaltungsestablishments eingefügt und war bereits 1903, gerade dreißigjährig, zum Bürgermeister von Husum gewählt worden. Nur wenige Jahre danach sägte er aber mit einer vehementen Kritik am Ämterfilz innerhalb der kommunalen Verwaltungsstrukturen und an der Bevorzugung von ehemaligen Corps-Studenten bei der Vergabe öffentlicher Ämter buchstäblich an dem Ast, auf dem er saß. Eine zunächst anonym veröffentlichte Kritik führte zu einem dienstrechtlichen Verfahren,¹⁹ in dem der preußische Staat dem Renegaten die Grenzen seiner Kritikbereitschaft zeigte und ihn auch noch zu einer Geldstrafe verurteilte,²⁰ als der Delinquent schon freiwillig aus dem Amt geschieden war und der von ihm ausgelöste innenpolitische Skandal in den Medien von den Wogen des „Daily-Telegraph-Interviews“ Wilhelms II. abgelöst worden war.²¹ Der Verlust der beruflichen und

¹⁷ Vgl. den Brief L.E. Schückings an Unbekannt vom 28. Januar 1933, in: „Sammelakte“, in: Stadtarchiv Dortmund, Bestand 608, Nl. L.E.Schücking, Nr. 167.

¹⁸ Louise Schücking in einem Brief vor der Übersiedlung von Dortmund nach Sassenberg vom 16. Juni 1933 an ihren Vater Hans Eugen Hudoffsky, in: Nl. L.E. Schücking, A. Schücking-Homeyer (Lünen).

¹⁹ Ab der zweiten Auflage auch unter seinem Namen: Lothar Engelbert Schücking, Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preussens, Berlin 1908.

²⁰ Schücking hatte erfolglos für den Freisinn bei den preußischen Landtagswahlen kandidiert, blieb wegen seines eigenen Kopfes aber ohne nennenswerten Rückhalt in dieser Partei. Vgl. zur politischen Betätigung: Ulf Morgenstern, Zivilcouragierte Überzeugungstäter. Das gesellschaftliche Engagement der links-liberalen Brüder Schücking zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 2013, S. 223-248.

²¹ Schücking selbst belieferte mit Hilfe seiner Brüder die Medien mit Material aus den Untersuchungen gegen ihn. Vgl. die in die Tausende gehenden Artikel der deutschen Tagespresse zum „Fall Schücking“, gesammelt etwa in: Stadtarchiv Dortmund, Bestand 608, Nl. L.E.Schücking, Nr. 38-48; oder in: Bundesarchiv Koblenz, Nl. 1051, Nl. Walther Schücking, Nr. 3. Es erstaunt, dass Lothar Engelbert Schückings Husumer politische Eskapaden, die reichsweit widerhallten, in umfangreichen neueren Spezialstudien fehlen (etwa bei Peter Winzen, Das Kaiserreich am Abgrund. Die Daily-Telegraph-Affäre und das Hale-Interview von 1908. Darstellung und Dokumentation, Stuttgart 2002; Karl Otto Hondrich, Enthüllung und Entrüstung. Eine Phänomenologie des politischen Skandals, Frankfurt a.M. 2002; Frank Bösch,

die Beschädigung der gesellschaftlichen Stellung hatte für den Idealisten auch eine gravierende private Dimension: seine Ehefrau Eva (1880-1966), geb. Bachmann, verließ mit den beiden Kindern Julius Lothar (1904-1945) und Eva (1908-1971) den gemeinsamen Haushalt; die junge Ehe war am Ende.

1909 ließ sich Lothar Engelbert Schücking in Dortmund als Anwalt nieder. Seine gleichzeitig unternommenen Versuche, sich parteipolitisch zu etablieren, scheiterten nicht zuletzt an seiner ausgeprägten Individualität. Dafür fand der Westfale in diversen kulturellen Vereinen und lebensreformerischen Gruppierungen bald eine gesellschaftliche und gesellige Heimat; sein umfangreicher Nachlaß spiegelt die vielfältigen Verbindungen jener Jahre.²² Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges bestand für den Pazifisten bezeichnenderweise kein Widerspruch zwischen seinen antimilitaristischen Überzeugungen und seiner freiwilligen Meldung zum Dienst an der Waffe. Seine zahlreichen Feldpostbriefe geben wie bei zehntausenden anderen Soldaten auch die anfängliche Begeisterung wie auch deren Auflösung mit der Dauer und unter dem Eindruck der Grausamkeit des Krieges wieder.²³ Noch über den Waffenstillstand im November 1918 hinaus war der Offizier Schücking an der West- und Ostfront eingesetzt, zuletzt als Richter der deutschen Militärbesatzung auf der estnischen Ostseeinsel Ösel.²⁴

Mit dem Beginn der ersten deutschen Republik hätte Lothar Engelbert Schückings große Stunde als Politiker oder Verwaltungsbeamter schlagen können. Hinderlich war wiederum sein ausgesprochener Eigensinn, der ihm auch im demokratischen Spektrum als nicht eben förderlicher Ruf vorausseilte. So blieb er als Anwalt und nunmehr auch als Notar in Dortmund wohnen, wo er mit seiner zweiten Frau Louise und den drei in dieser Ehe geborenen Kindern Annette (geb. 1920), Sibylle (1921-2000) und Engelbert (geb. 1926) hauptsächlich lebte. Einen großen Teil des Jahres verbrachten die Kinder auch in Sassenberg, in einem ländlichen Herrenhaus der Schückings, das, von einem schönen Park umgeben, ein wichtiger Rückzugsort für den rastlosen Großstadtmenschen wurde. Als ältester Sohn hatte Lothar Engelbert Schücking Haus und Hof von seinem früh verstorbenen Vater Lothar (1844-1901) übernommen, sich zu Lebzeiten seiner Mutter Luise (1849-1920) aber nie dauerhaft in seinem Elternhaus aufgehalten. Das änderte sich in der Weimarer Republik, als die Familie während der Inflation die zu dem Anwesen gehörenden Ländereien selbst bewirtschaftete, und erst recht im Dritten Reich, als aus den Wochenendbesuchen von Dortmund aus ein dauerhaftes Exil im Eltern- und Großelternhaus wurde.

Öffentlich Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880-1914, München 2009), obwohl schon ältere Arbeiten allgemeineren Zuschnitts die „Schücking-Krise“ beachteten, etwa: Hans-Georg Hartmann, Die Innenpolitik des Fürsten Bülow 1906-1909, Diss. phil. masch. Kiel 1949, S. 118ff. Martin Kohlrausch (Der Monarch im Skandal. Die Logik der Massenmedien und die Transformation der wilhelminischen Monarchie, Berlin 2005), erwähnt Lothar Schücking immerhin knapp als „Schlesw.-Holst. Lokalpolitiker“ (Register S. 534), dem er treffend eine „entwaffnende ... Naivität“ (S. 272, Anm. 549) zuschreibt.

²² Stadtarchiv Dortmund, Bestand 608, Nl. L.E. Schücking.

²³ Vgl. hierzu: Volker Jakob, Die große Desillusion, in: Westfalenspiegel 63 (2014) H. 4, S. 60f.

²⁴ Vgl. die beißende Kritik an der deutschen Besatzung in dem Buch: Lothar Engelbert Schücking, Ein Jahr auf Oesel. Beiträge zum System Ludendorff, Berlin 1920.

„Haus Schücking“ in Sassenberg, so die gängige Adresse auf tausenden Briefen, wurde aber nicht nur Lothar Engelbert, seiner Ehefrau und seinen Kinder zur Heimat. Das eigentümliche, für eine fünfköpfige Familie mit Hauspersonal im Grunde zu kleine Barockschlößchen, das Johann Conrad Schlaun (1695-1773) als „charakteristisch bescheidenes Kavaliershhaus“ für den geadelten Münsterschen Kanzler Christoph Bernhard Schücking (1704-1774) in der Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut hatte,²⁵ war schon über den Dichter Levin Schücking (1814-1883) an einen bürgerlichen Zweig der Familie übergegangen. Den Brüdern Lothar Engelbert, Walther und Levin Ludwig verkörperte ihr Großvater Levin Schücking das Ideal des landsässigen Dichters, der die Familientradition wahrte und den Erhalt und die Pflege des Anwesens als innerfamiliäre Pflicht aufgab. Und die Enkel traten dieses Erbe gern an, schließlich verband sich für sie damit nicht nur eine Last aus überkommener Zeit, sondern ganz konkret auch die Erinnerung an eigene glückliche Kindertage. Dass dabei dem Ältesten die Rolle des Familienoberhaupts zufiel, war für die jüngeren Brüder selbstverständlich. Dass Sassenberg auch für sie und ihre wachsenden Familien stets ein offenes Haus bleiben sollte, war ebenso unumstritten. Bei den regelmäßigen Oster- und Herbsttreffen in Sassenberg, die über vier Jahrzehnte bis unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs stattfanden, pflegten die Brüder ihre geschwisterliche Freundschaft, ihre Frauen begegneten sich als Schwägerinnen in wohlwollender Distanziertheit und die Kinder lernten sich als Cousins und Cousinen kennen und schätzen. Wie prägend diese Kontakte für die insgesamt fünfzehn jüngsten Schückings der Generation von Annette Schücking war, kann kaum zu hoch veranschlagt werden. Schließlich ergaben sich außer gemeinsamen Tollereien auch Gelegenheiten, die berühmten Onkel näher kennenzulernen, über die im jeweils eigenen Elternhaus mit großem Respekt gesprochen wurde.

An Lothar Engelbert Schücking schätzen seine Nichten und Neffen den Wagemut des Weltkriegssoldaten und vor allem die unerschöpfliche Phantasie und Erzählgabe, mit der er an Kaminabenden die Anwesenden in seinen Bann schlug. Seine Kinder bewunderten wiederum den aus höheren juristischen und politischen Sphären regelmäßig in sein Elternhaus wiederkehrenden Völkerrechtler Walther Schücking.²⁶ Dieser berühmteste der drei Brüder war einer der herausragenden Völkerrechtler seiner Zeit, der vom späten Kaiserreich bis zum Ende der 1920er Jahre auch als linksliberaler Politiker reichsweite Reputation genoss. Sein Rückzug aus dem Reichstag bedeutete 1928 keineswegs eine Abwendung von der Öffentlichkeit, im Gegenteil: mit seiner Wahl zum ersten ständigen deutschen Richter am Weltgerichtshof in Den Haag erreichte seine Karriere 1930 erst ihren Höhepunkt. Schon zuvor berichtete Lothar Engelbert anlässlich eines Sassenberger Frühlingsbesuchs Walthers „von reichen und

²⁵ Wilhelm Schulte, Die Schückings, in: Westfälische Köpfe. 300 Lebensbilder bedeutender Westfalen. Biographischer Handweiser, 3. Aufl., Münster 1963, S. 288. Vgl. weiterhin Hans-Christoph Fennenkötter, Sassenberger Häuser, Bd. 1: Schloßstraße, Insel, Langefort, Schürenstraße, Kirchplatz, [Sassenberg] 2008.

²⁶ Vgl. die Überblicksartikel von Andreas Thier, „Walther Schücking“, in: NDB 23 (2007), S. 631-633; Klaus Schlichtmann, Walther Schücking (1875-1935), Völkerrechtler, Pazifist und Parlamentarier, in: Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 15 (2002), S. 127-149.

mächtigen Leuten, mit denen [dieser, U.M.] die weltbewegendsten Dinge im Auftrage von andern reichen und mächtigen Leuten beraten hatte. Seit den Tagen des Kanzlers im siebenjährigen Kriege sind nicht so wichtige für die Gestaltung Europas erhebliche Probleme in unserem Haus in Sassenberg erörtert worden.²⁷

Zweifellos sollte der Adressat des Briefes, der jüngste der drei Brüder, Levin Ludwig Schücking, beeindruckt werden. Die Zeilen erreichten aber keinen beliebigen Angehörigen einer bildungsbürgerlichen Familie der Zwischenkriegszeit, sondern einen Anglistikprofessor, der seinerzeit als angesehenster Shakespeare-Kenner des Kontinents galt und selbst über zahlreiche internationale Kontakte verfügte.²⁸ Sein soziologischer Zugang zur Literaturgeschichte hob ihn ebenso von seinen Fachgenossen ab, wie seine an den Geschwistern orientierte politische Gesinnung, die den bekennenden Pazifisten im Laufe des Jahres 1933 mehrfach fast um sein Leipziger Ordinariat brachten.²⁹ Kam der im Dritten Reich zu ungewolltem Schweigen gezwungene schöngestigste Bruder allein oder mit seiner Familie nach Sassenberg, lauschten die anwesenden Verwandten also nicht weniger gespannt als bei seinem Richter-Bruder Walther. Zwischen den Besuchen waren die beiden vor allem durch ihre Briefe präsent, die regelmäßig in Sassenberg eingingen und zu Tausenden erhalten sind.

2. Die Kultur des Briefeschreibens in der Familie Schücking

Das 19. Jahrhundert gilt gemeinhin als das bürgerliche Jahrhundert. Hinter der Chiffre verbirgt sich die in mehreren Sonderforschungsbereichen untersuchte Annahme, dass sich in der Folge von Aufklärung, Französischer Revolution und den Umbrüchen der napoleonischen Ära in nahezu allen Lebensbereichen jene gesellschaftliche Großgruppe an die Spitze des Fortschritts gesetzt habe, die zwischen Adel und Klerus einerseits und unterbürgerlichen Schichten andererseits als Bürgertum bezeichnet wurde und wird.³⁰ Das bür-

²⁷ Lothar Engelbert Schücking in einem Brief an seinen jüngsten Bruder Levin Ludwig Schücking vom 28. Februar 1929, in: „Sammelakte“, in: Stadtarchiv Dortmund, Bestand 608, Nl. L.E.Schücking, Nr. 167.

²⁸ Thomas Finkenstaedt, *Anglistenlexikon 1825-1990. Biographische und bibliographische Angaben zu 318 Anglisten*, Augsburg 1992, S. 295-297; ders., *Kleine Geschichte der Anglistik in Deutschland. Eine Einführung*, Darmstadt 1983; Frank Rutger Hausmann, *Anglistik und Amerikanistik im „Dritten Reich“*, Frankfurt a.M. 2003, S. 505-507.

²⁹ Vgl. die betreffenden Abschnitte bei Ulf Morgenstern, *Anglistik an der Universität Leipzig. Das Englische Seminar in Kaiserreich, Weimarer Republik und Drittem Reich 1891-1945*, Leipzig 2006, S. 76-102.

³⁰ Umfangreiche Gesamtschauen der bisherigen Forschungen zur Geschichte des deutschen Bürgertums bringen u.a. Andreas Schulz, *Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2005; Peter Lundgreen, *Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986-1997)*, Göttingen 2000; Thomas Mergel, *Bürgertumsforschung nach 15 Jahren. Für Hans-Ulrich Wehler zum 70. Geburtstag*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 41 (2001), S. 515-531; Karl Heinrich Pohl, *Liberalismus und Bürgertum 1880-1918. Literaturbericht*, in: Lothar Gall (Hg.), *Bürgertum und bürgerlich-liberale Bewegung in Mitteleuropa seit dem 18. Jahrhundert*, München 1997, S. 231-292; Manfred Hettling, *Eine anstrengende Affäre. Die Sozialgeschichte und das Bürgertum*, in: Sven Oliver Müller/Cornelius Torp (Hg.), *Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse*, Göttingen 2009, S. 219-232. Auch die zuletzt erschienenen Bände (Werner Plumpe/Jörg Lesczenski (Hg.), *Bür-*

gerliche Erstarren in Politik, Philosophie, Wissenschaft und vor allem Wirtschaft ging einher mit Veränderungen der traditionellen Kommunikationsstrukturen. In Bezug auf das wichtigste Medium der Zeit, bedeutete das vor allem, eine quantitative und qualitative Ausweitung des Briefverkehrs. Im Rahmen einer sich ausdifferenzierenden Wirtschaft im Zeitalter von Industrialisierung und globaler Expansion der europäischen Mächte und einer zunehmenden Alphabetisierung durch die tieferschürfenden gesellschaftlichen Veränderungen zwischen Altem Reich und Ersten Weltkrieg wuchs vor allem die Zahl der Briefe, was nicht ohne Auswirkung auf das Postvertriebsnetz blieb. Ebenso wichtig ist aber eine mit der Romantik einsetzende Entpragmatisierung des Schreibens. Der vorher nahezu ausschließlich zu Sachzwecken (Geschäft, politische Korrespondenz usw.) verschickte Brief wandelte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem zunehmend auch in privaten Belangen benutzten Mittel der Darstellung des schreibenden Ichs.³¹

Auch die bereits im 18. Jahrhundert verbreiteten Briefromane erlangten eine neue Popularität. Sie wirkten als Vorbild für die privaten Briefe, in die ebenfalls nicht selten eine Literarisierung und Poetisierung einzog. Natürlich erreichten die wenigsten Briefe das Niveau der zur eigenen Kunstform aufgerückten Werke der (oftmals adligen) schriftstellerischen Größen der Zeit.³² Aber wie im Falle der nun ebenfalls in bürgerlichen Sphären auftretenden Salons, Lesegesellschaften und Konzertvereine orientierte man sich an den als Hochkultur empfundenen adligen Vorbildern. Man adaptierte also kulturelle Verhaltensmuster, denen man mit den eigenen geistigen und finanziellen Möglichkeiten so nahe wie möglich zu kommen suchte und die man bald in vielerlei Hinsicht, auch in Bezug auf das Schreiben von Briefen, übertraf.

Obwohl die Schückings, gemessen am wachsenden Volumen der von ihnen während des 19. Jahrhunderts geschriebenen Briefe, dieser Tendenz durchaus entsprechen, sind sie eine nicht eben typische bürgerliche Familie. Schließlich gehörten sie, wie eingangs geschildert, keineswegs zu den Aufsteigern des bürgerlichen Zeitalters. Im Gegenteil: Als Teil des gesellschaftlichen, über Pfründe abgesicherten Establishments Münsters bedeutete die Auflösung des Erzbistums einen herben Einschnitt für sie, der für etliche Familienangehörige gleichgesetzt werden kann mit einem sozialen Abstieg. Als Kompensation dieser ungewollten Veränderungen lässt sich bei nicht wenigen männlichen wie weiblichen Schückings beobachten, dass das geistige Schaffen eine größere Bedeutung erlangte als zuvor. Während im Alten Reich Universitätsabschlüsse und spätere lyrische oder dramatische Betätigungen vor allem gesellschaftliches Surplus des geadelten Zweiges der Familie waren, wurde die Produktion von Literatur für einige Familienmitglieder des 19. Jahrhunderts (Haupt-) Bestandteil des Broterwerbs.

Als juristisch und literarisch profilierte Gelehrtenfamilie prägten die Schückings im 19. Jahrhundert eine intensive Briefkultur aus, die über die spezifische innerfamiliäre Traditionswahrung bis zur Generation Annette Schückings weiterwirkte. Dass gelehrte Interak-

gertum und Bürgerlichkeit zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, Mainz 2009, und Michael Schäfer, *Geschichte des Bürgertums: Einführung*, Köln 2009) verweisen auf die ungebrochene Aktualität des Themas.

³¹ Karl-Heinz Bohrer, *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*, München 1987.

³² Vgl. etwa Bettine von Arnim, *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*, 6. Aufl., Frankfurt a.M. 1894.

tion nicht ohne schriftliche Kommunikation größeren Umfangs möglich war, kann nicht überraschen. Als Medium überlokaler Kommunikation war der Brief bei den überdurchschnittlich mobilen Schückings des 19. und frühen 20. Jahrhunderts eine tägliche Selbstverständlichkeit, mit der schon die Kinder der reisenden Eltern in Berührung kamen und die später für die Professoren, Schriftsteller und Ärzte und ihre Ehefrauen zur „daily routine“ daheim und auf Reisen wurde.³³ Es verwundert ebenso wenig, dass bei den bildungsbürgerlichen Schreibern ein spezifisch schöngeistiger, mit Lust an Formulierungen und eingestreuten Latinismen spielender Stil auch Eingang in die rein privaten Belange, also die innerfamiliäre Korrespondenz gefunden hat.³⁴ Außergewöhnlich sind die verschiedenen Brief-Nachlässe hingegen aufgrund der hohen der Zahl der überlieferten Einzelbriefe.

Der Leser gewinnt dabei nicht selten den Eindruck, als seien ungeachtet der jeweiligen Inhalte mit einem heute nur noch schwer vorstellbaren Fleiß allein um des bloßen Schreibens und Aufbewahrens des Geschriebenen willen bereits im Vorgriff auf einen imaginären „Adressat[en]: Nachwelt“³⁵ Briefe verfasst worden. Nicht nur in der werkbiographischen Literaturwissenschaft dienen Briefe bekanntermaßen „nicht nur der Vermittlung von Informationen, sondern auch der Selbstdarstellung ihrer Verfasser“.³⁶ Unter mentalitätsgeschichtlichen Gesichtspunkten kann dies auch für die übergroße Mehrzahl der Schücking-Briefe bestätigt werden. Denn häufig sind in den seitenlangen Briefen biographische Detailinformation ausformuliert, die den im Telefonzeitalter leicht dahin gesprochenen (danach freilich verlorenen) verdichteten Mitteilungen in nichts nachstehen. Wiederholt beschleicht den Leser der Gedanke, der Briefsteller habe nicht nur seinen Adressaten benachrichtigen wollen, sondern in autobiographischer Absicht gleichsam für das Familienarchiv geschrieben.³⁷ In seltenen Fällen außergewöhnlicher Lebenssituationen formulierten die Briefschreiber diese Intention sogar ganz offen, etwa wenn Lothar Engelbert Schücking 1915 einem Brief aus der belgischen Etappe hinzufügte: „Schickt diesen Brief von Marburg [von Walther] nach Jena [zu Levin Ludwig, U.M.] und hebt ihn auf.“³⁸ Schon grobe Schätzungen der Stundenzahl, die Paulus Modestus Schücking und seine Kinder und Enkel mit dem Gänsekiel bzw. Lothar Engelberts Brüder und deren Kinder mit

³³ Vgl. zu dem Thema einführend Peter Bürgel, *Der Privatbrief*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 50 (1976), S. 281-297; Burckhard Dücker, *Brief*, in: *Literaturlexikon*, Bd. 13, hg. v. Walther Killy, Gütersloh 1992, S. 124-129; Jochen Golz, *Brief*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1, hg. v. Klaus Weimar, Berlin 1997, S. 251-255, sowie zuletzt Michael Maurer, *Briefe*, in: ders. (Hg.), *Aufriß der historischen Wissenschaften*, Bd. 4: *Quellen*, Stuttgart 2002, S. 349-371.

³⁴ Rainer Baasner (Hg.), *Briefkultur im 19. Jahrhundert*, Tübingen 1999.

³⁵ Vgl. dazu die Beiträge des instruktiven Sammelbandes Detlev Schöttker (Hg.), *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung*, München 2008.

³⁶ Detlev Schöttker, *Archive der Subjektivität. Modelle brieflicher Überlieferung bei Goethe, Ernst Jünger und Walter Kempowski*, in: ebd., S. 21-36, S. 21.

³⁷ Vgl. zum Wandel der Kommunikationskultur in Bezug auf Briefe: Gustav Hillard, *Vom Wandel und Verfall der Briefes*, in: *Merkur* 23 (1969), S. 343-351 sowie Reinhard M. G. Nickisch, *Brief*, Stuttgart 1991; Georg Steinhausen, *Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes*. 2 Bde., Berlin 1889-91 (Nachdruck Zürich 1969).

³⁸ Lothar Engelbert Schücking an seinen Bruder Walther in einem Brief aus Brüssel vom 16. Januar 1915, in: Nl. L.E. Schücking, A. Schücking-Homeyer (Detmold, jetzt Sassenberg).

Füllfederhalter oder Bleistift in der Hand sowie vor der Schreibmaschine verbracht haben, nötigt dem vor Bergen von Briefpapier stehenden Historiker Respekt ab.³⁹

Der Leser der Briefe fühlt sich an die Einleitung der familienbiographischen Habilitationsschrift von Rebekka Habermas erinnert, wo die „Obsession, sich schriftlich zu äußern“ erwähnt wird, die sie bei den bürgerlichen Protagonisten ihrer Studie feststellte.⁴⁰ Eine ähnlich reiche Produktion von Ego-Dokumenten in Form von Briefwechseln sowie Hauschroniken, Tage- und Notizbüchern oder Lebenserinnerungen haben auch die Schückings hinterlassen. Neben dem zur bürgerlichen Praxis des 19. Jahrhunderts gehörenden „Sich-und-seiner-Herkunft-Vergewisserns“, wie es seit dem Biedermeier etwa in Sammlungen von Familienerbstücken oder dem Erstellen von Stammbäumen üblich wurde, spielt bei den selbstbewußten Bildungsbürgern auch eine Dokumentationsleidenschaft der eigenen Taten und Werke eine Rolle, wobei monologische und dialogische Erzählformen sich hierbei mischen.⁴¹ Hier gilt es freilich zwischen Einzelnen oder einzelnen Generationen zu unterscheiden.

Am stärksten ausgeprägt war der Drang zur Konservierung eigener schriftlicher Kommunikation bei Levin Schücking, aus dessen schriftstellerischer Feder drei posthum gedruckte Briefwechsel vorliegen. Eine regelrechte künstlerische Inszenierung waren dabei seine Brautbriefe, die sich buchstäblich wie ein Briefroman lesen.⁴² Bereits zehn Jahre nach dem Tod des Vaters veröffentlichte seine Tochter Theo Schücking die literarisch nicht minder anspruchsvollen Briefe Levin Schückings und Annette von Droste-Hülshoffs.⁴³ Jovialere Töne finden sich in den Briefen Levin Schückings an seinen einstigen Freund Karl Gutzkow und den dazugehörigen Antworten,⁴⁴ aus denen dem Leser zwei selbstbewusste

³⁹ Ein Beispiel für die enorme schriftliche Produktivität ist das „Sammelakte“ überschriebene Konvolut der Postausgangsdurchschriften aus Lothar Engelbert Schückings Dortmunder Kanzlei aus den Jahren der Weimarer Republik (Nl. L.E. Schücking, A. Schücking-Homeyer, Detmold, jetzt Sassenberg). Mehrere Tausend Briefe privaten und geschäftlichen Inhalts bilden die thematische Vielfalt ab, der sich Schücking in täglich bis zu 15 Briefen – freilich etliche diktiert – widmete.

⁴⁰ Vgl. Rebekka Habermas, *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850)*, Göttingen 2000, S. 23f. Einen ähnlichen Umfang haben die Aufzeichnungen der Familie Niese bei Elisabeth Frenzel, *Vergilbte Papiere. Die zweihundertjährige Geschichte einer bürgerlichen Familie*, Düsseldorf 1990.

⁴¹ Diese Klassifikation schlägt G. Hillard (*Vom Wandel und Verfall*, S. 344) vor. Tatsächlich finden sich in vielen dialogisch, also ad hominem, geschriebenen Briefen der Schückings auch monologische, also ad se ipsum, geschriebene Passagen, aus denen die Überlieferungshoffnung der Autoren deutlich hervortritt. Dass Briefkultur von Anfang an weniger fest „an das Dialogverhältnis [...] gebunden [ist, U.M.] als allgemein angenommen wird, wengleich ihre äußere Form dem Gespräch stets verpflichtet bleibt“, hebt Gert Mattenklott (Einleitung, in: ders. (Hg.), *Deutsche Briefe 1750-1950*, Frankfurt a.M. 1988, S. 7-18, Zitat S. 15) hervor.

⁴² Reinhold Muschler (Hg.), *Briefe von Levin Schücking und Louise von Gall*. Mit einer biographischen Einleitung von Levin Ludwig Schücking, Leipzig 1928. Zu dieser Gattung vgl. besonders die Beiträge des instruktiven Bandes von: Renate Stauf (Hg.), *Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Berlin/New York 2008.

⁴³ Reinhold Muschler (Hg.), *Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking*, Leipzig 1928; Erich Schulz, *Briefe von Levin Schücking, Annette von Droste-Hülshoff und Ferdinand Freiligrath*, in: ders. (Hg.), *Julius Schwering zum 70. Geburtstag*, Dortmund 1933, S. 75-84.

⁴⁴ Wolfgang Rasch (Hg.), *Der Briefwechsel zwischen Karl Gutzkow und Levin Schücking 1838-1876*, Bie-

Schriftsteller entgegentreten, die ein Interesse am Aufbewahren des eigenen Geschriebenen kaum leugnen können.

Mit dem Namen Theo Schücking ist nur eine von zahlreichen weiblichen Angehörigen der Familie Schücking genannt, die nachweisbar seit dem 19. Jahrhundert Briefe schreibend und/oder schriftstellernd tätig waren. An erster Stelle ist hierbei der umfangreiche Briefnachlass Katharina Schückings (1791-1831) zu nennen. In einer fünfhundertseitigen Edition liegt er seit einigen Jahren der historischen und germanistischen Forschung vor und präsentiert neben den dichterischen Werken der Ehefrau Paulus Modestus Schückings vor allem eines: Einen schonungslosen Einblick in das schicksalsreiche Leben einer kulturell und besonders literarisch breit interessierten Frau und Mutter im landsässigen katholischen Bürgertum der napoleonischen und biedermeierlichen Zeit. Von herausragender Bedeutung ist der teilweise frappierend offene, intimste Eheprobleme ansprechende Briefwechsel durch die erhaltenen Gegenbriefe, die weder von Verwandten oder gar dem eigenen Mann, sondern vielmehr aus der Feder des um Jahrzehnte älteren väterlichen Freundes und dichterischen Vorbilds Anton Mathias Sprickmann (1749-1833) stammen.⁴⁵ Aus sozial- und kulturgeschichtlicher Perspektive dürften die Briefe einer literarisch Schaffenden, überdurchschnittlich emanzipierten und doch den konventionellen Rollenmustern verhafteten verheirateten Frau des frühen 19. Jahrhunderts singular sein.⁴⁶

Erstaunlich ist, dass durch die Heirat des ältesten Sohnes dieser früh verstorbenen Briefschreiberin erneut ein außergewöhnlicher Briefwechsel in die Familie Schücking kam. Denn Levin Schücking heiratete mit Louise von Gall (1815-1855) die Tochter einer unter außergewöhnlichen Bedingungen aufrechtgehaltenen Verbindung zwischen zwei hessischen Adligen.⁴⁷ So hatte die Mutter von Louise v. Gall, Friederike, geb. von Müller (1784-1841), nach ihrer Verheiratung mit dem Großherzoglich Hessisch-Darmstädtischen Generalmajor Ludwig von Gall (1769-1815) während der nur fünf Jahre dauernden Ehe zahlreiche Briefe geschrieben, die ihr in den Befreiungskriegen kämpfender Gatte umfangreich beantwortete,⁴⁸ wenn sich die beiden – und darin liegt die Besonderheit – zwi-

lefeld 1998.

⁴⁵ Jutta Desel/Walter Gödden (Hg.), Katharina Busch-Schücking 1791-1831. Werke und Briefe, Bielefeld 2005.

⁴⁶ Vgl. dazu Christa Paschert-Engelke „Freuden und Leiden einer schönen Seele“. Weibliche Erinnerungskultur – ein Beispiel. Katharina Busch-Schücking: Werke und Briefe, in: Literatur in Westfalen 8 (2006), S. 493-504, und Clara Weber, Katharina Schücking. Ein Lebensbild aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, Diss. phil. hdschr. Münster 1918.

⁴⁷ Zur Herkunft der Eheleute von Gall vgl. Elisabeth Wand, Louise von Gall. Ein Bild ihres Lebens und literarischen Schaffens (Diss. phil. Münster 1926), Münster 1935.

⁴⁸ Nach der Eheschließung 1810 verkürzten die Galls ihre häufigen Trennungen wegen seiner dienstlichen Abwesenheiten durch einen regen Briefverkehr. So sind im Familiennachlass Schücking in der Sammlung Ludwig von Gall (WAA Münster, Nl. Schücking, Best. 1010, Karton 52: Ludwig von Gall) allein zehn Briefe des Generals an seine Frau aus der Verlobungszeit (1.) sowie weitere 44 Briefe aus Fort Damm bei Stettin 1811/12 (2.), 35 Briefe aus Magdeburg 1811 (3.), 12 Briefe von der Kurischen Nehrung aus dem Mai 1812 (4.), 39 Briefe aus Ostpreußen und Rußland 1812 (5.), 90 Briefe aus Bautzen 1813 (6.), 39 Briefe aus Weinheim, Grenoble und Lyon 1814 (7.) und 29 Briefe aus Homburg und Gießen 1814 (8.) erhalten. Friederike von Gall antwortete ihrem Mann nicht nur zuverlässig, sondern überbrückte etwa während eines langen Besuches an seinen Dienststandorten in Danzig und an der Kurischen Nehrung 1811/12 durch 37 Briefe an ihre Mutter auch in den „Schreibpausen“ des Ehepaars andere Kommunika-

schenzeitlich einmal nicht sahen. Denn Friederike von Gall reiste ihrem Mann auf dessen Feldzügen häufig nach und lebte über Jahre jeweils „in der Etappe“ der hessischen Truppen.

Die Tochter der beiden wurde wenige Monate nach dem Tod des Vaters geboren und hinterließ ihrerseits ebenfalls einen nicht eben gewöhnlichen Briefwechsel. Er umfasst ihre Verlobungszeit mit Levin Schücking in den frühen 1840er Jahren und ist, wie ein Briefroman zusammengestellt, achtzig Jahre nach seiner Entstehung als Buch erschienen.⁴⁹ Was ihn besonders macht, sind wiederum die Umstände seiner Entstehung: Die beiden Schöngelster, die sich nach mehreren Dutzend gewechselten Briefen schriftlich das Eheversprechen gaben, waren einander über gemeinsame Freunde als interessante Briefeschreiber vorgestellt worden, kannten sich jedoch noch nicht persönlich; ein erstes Treffen fand erst nach der Verlobung statt. Dass diese in eine glückliche, wenn auch nicht lange Ehe führte, spricht für eine besondere Qualität und Intensität des vorherigen brieflichen Austauschs.

Verlobt hat sich die für das ideelle Erbe der Eltern engagierte jüngste Tochter der beiden, Theophanie, genannt Theo (1850-1903), nie. Umso mehr Zeit und Fleiß widmete die ebenfalls schriftstellernde, langjährige Begleiterin des verwitweten Vaters der Traditionspflege der Familie, als deren wesentliches Element sie u.a. die Briefkultur ihrer Vorfahren herausstellte. Auch hier lag die Herausgabe eines Briefwechsels nahe, auch und gerade weil die Briefpartnerin ihres Vaters, Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848), durch ihre Popularität den Ruhm Levin Schückings mehrte.⁵⁰ Durch ihre jeweilige Bekanntheit waren die beiden – auch über ihren Tod hinaus – gewissermaßen Ressourcen füreinander; geblieben ist heute freilich von Levin Schückings großem Namen nur noch wenig. Die Droste hingegen gilt auch heute noch über ihr Verschwinden von deutschen Banknoten hinaus als bedeutendste deutsche Dichterin des 19. Jahrhunderts. Und auch Theo Schückings eigenes Wirken als Briefschreiberin wurde – wenn auch erst knapp ein Jahrhundert nach ihrem Tod – ebenfalls durch eine Edition einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht.⁵¹ Als Freundin literarisch schaffender Damen und regelmäßiger Gast diverser Salons in Wien, Berlin und Rom stand sie über Jahrzehnte in verschiedenen Briefwech-

tuensunterbrechungen (WAA Münster, Nl. Schücking, Best. 1010, Karton 68: Friederike von Müller I, Nr. 4). Die Antwortbriefe ihrer Mutter vernichtete die außergewöhnlich selbständige Friederike von Gall, angeblich weil sie sich wegen deren mangelhafter Orthographie schämte. Die Schreiben bergen Schätze für eine sowohl an der Rekonstruktion von Schlachtenverläufen als auch an „alltagsgeschichtlichen Zuständen“ interessierte Militärgeschichte der Zeit der Befreiungskriege. Für die Dissertation des Verfassers wurden sie allenfalls kursorisch unter sozialgeschichtlichen Aspekten durchgesehen, wobei, wie bei einem Liebesbriefwechsel nicht anders erwartet, ein hohes Maß an Redundanz festzustellen war. Erste systematische Bearbeitungen unter primär militärgeschichtlichen Gesichtspunkten liegen vor mit: Isabell Bretsch, *Das Erlebnis des Krieges im Spiegel einer hessischen Briefüberlieferung 1810 - 1815*, ungedr. Bachelor-Arbeit, Leipzig 2010; sowie dies., *Der hessen-darmstädtische Generalmajor in den Anfängen des 19. Jahrhunderts*, ungedr. Master-Arbeit, Leipzig 2012.

⁴⁹ Reinhold Muschler (Hg.), *Briefe von Levin Schücking und Louise von Gall*, Leipzig 1928.

⁵⁰ Theo Schücking (Hg.), *Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking*, Leipzig 1898. Eine erweiterte Neuausgabe ist Reinhold Muschler (Hg.), *Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking*, Leipzig 1928.

⁵¹ Vgl. Edda Pohlheim (Hg.), *Marie von Ebner-Eschenbach. Briefwechsel mit Theo Schücking. Frauenleben im 19. Jahrhundert*, Tübingen 2001.

seln, die sie als gewandte Schreiberin ausweisen. Neben einigen veröffentlichten Essays begegnet Theo Schücking dem Leser auch hier als Autorin,⁵² die in der Gattung Brief ihre Kunstform fand.

Aus der Feder ihrer Schwester Gerhardine, gesch. Schuch (1846-1906), sind hingegen nur wenige briefliche Überlieferungen erhalten. Dabei schrieb auch sie ein Leben lang zahlreiche Briefe an die unterschiedlichsten Empfänger. In zweiter Ehe mit dem Zeitungsunternehmer und liberalen Reichstagsabgeordneten Heinrich Rickert verheiratet, war sie eingebunden in ein Netz politischer und kultureller Kontakte in Berlin und Danzig, woraus eine verzweigte Korrespondenztätigkeit entstand, die auch in Form von in Briefform abgefassten Zeitungsartikeln ihren Niederschlag fand.⁵³

3. *Das Briefeschreiben in der Generation Annette Schücking-Homeyers*

An der eigenen Historisierung waren zwei frühere Brieffpartner der Familie beim Verfassen ihrer poetischen Klagebriefe wohl kaum interessiert gewesen und nicht ohne Grund meinte Lothar Engelbert Schücking noch mehr als hundert Jahre später, sich der Veröffentlichung der privaten Korrespondenz seiner Urgroßeltern widersetzen zu müssen.⁵⁴ Sein Bruder Levin Ludwig brachte hingegen immer wieder einzelne Briefe der berühmten Vorfahren⁵⁵ zum Abdruck. Er ist auch der einzige der drei Brüder, aus dessen eigener Feder ein Briefwechsel gedruckt vorliegt.⁵⁶

⁵² Theo(phanie) Schücking, Die ehrene Notwendigkeit, in: Die Gesellschaft. Halbmonatsschrift für Literatur, Kunst und Sozialpolitik 24 (1898), S. 369-372; dies., Heimkehr, in: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit 5 (1898), S. 269-279; dies., Erinnerungen an Friedrich Nietzsche, in: Bühne und Welt. Zeitschrift für Theaterwesen, Literatur und Kunst 1 (1900), S. 18-20; dies., Marie von Ebner-Eschenbach, in: Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde 23 (1900), Sp. 1623-1628; dies., Marie von Ebner-Eschenbachs Heimat, in: Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte 4 (1902), S. 39-45.

⁵³ Vgl. Ulf Morgenstern, Bürgergeist, Kap.III.

⁵⁴ Die wiederholten Klagen der betrogenen Großmutter in einem außergewöhnlich offenen Briefwechsel mit dem älteren Freund der Familie, dem Dichter und Juraprofessor Anton Matthias Sprickmann aus den 1820er Jahren, sollten nach der Meinung der Familienältesten den heimischen Archivschrank nicht verlassen, denn „man prostituiert sich doch nicht und alles das ganz unnötig“. Lothar Engelbert Schücking an seinen Bruder Walther Schücking am 24. April 1933 aus Sassenberg (Bundesarchiv Koblenz, Nl. Walther Schücking, Nr. 121). Germanistische und historische Forscherinnen und Forscher verdanken Annette Schücking-Homeyer die Edition dieses Briefwechsels: Desel/Gödden, Katharina Busch-Schücking. Vgl. dazu einordnend: Karl-Heinz Bohrer, Romantischer Brief (Anm. 20); oder aus literaturtheoretischer Sicht: Tanja Reinlein, Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotenziale, Würzburg 2003.

⁵⁵ Vgl. Levin Ludwig Schücking, Vier Briefe Justinus Kerners an Levin Schücking. Mit ungedruckten Versen und einer Zeichnung, in: Nord und Süd 87 (1898), S. 106-118; ders., Zwei Briefe Levin Schückings über Annette von Droste, in: FZ vom 3. Dezember 1899; ders., Sechs Briefe Heinrich Christian Boies, in: Euphorion 8 (1901), S. 659-676; ders., Vier Briefe Robert Hamerlings an Levin Schücking, in: FZ Nr. 334 (1902).

⁵⁶ Beate E. Schücking (Hg.), „Deine Augen über jedem Verse, den ich schrieb.“ Börries von Münchhausen – Levin Ludwig Schücking: Briefwechsel, Oldenburg 2001.

Bezeichnenderweise wurde dieser historisch überaus interessante Beleg einer politisch außergewöhnlichen lebenslangen Freundschaft zwischen dem linksliberalen Universitätsprofessor und dem nationalkonservativen, antisemitischen Balladendichter Börries von Münchhausen (1874-1945) nicht im Rahmen von dafür im Grunde inhaltlich zuständigen literatur- oder wissenschaftsgeschichtlichen Forschungen publiziert. Die Herausgabe durch eine Tochter Levin Ludwig Schückings, Beate E. Schücking (1915-2004), eine Cousine Annette Schücking-Homeyers, bezeugt, welcher identitätsstiftende Wert dem „unumgängliche[n] Überlieferungsträger“⁵⁷ Brief in der Familie noch bis in die jüngste Zeit beigemessen wird. Denn der Nachlasswalterin ihres Vaters ging es bei der Publikation nicht nur um die Erinnerung an „Börries, Anna und ihren Sohn sowie an schöne Tage“⁵⁸ auf deren Schloss im thüringischen Windischleuba, sondern auch um die Wahrung der Erinnerung an ihren Vater, Levin Ludwig Schücking. Dass dazu die Veröffentlichung von dessen fünf Jahrzehnte umspannendem Briefwechsel mit dem befreundeten Münchhausen in idealer Weise geeignet war, dürfte der Medizinerin selbstverständlich gewesen sein. Denn auch sie war in den 1920er und 1930er Jahren im Brief-affinen Schückingschen Familienumfeld aufgewachsen, wo die eingehende Post rasch durch alle anwesenden Hände ging und ständig Näheres erfragt wurde. Geradezu typisch ist die Bitte ihres Vaters an seinen Bruder: „Lieber Lothar, ich habe mich unendlich gefreut, aus deinem Leben etwas von dir und den Deinen zu hören. ... Schreib nochmal etwas detaillierter darüber, damit man genauer Bescheid weiss.“⁵⁹ Und der noch neugierigere Lothar Engelbert Schücking, erbat sich von seinen Geschwistern bei Besuchen in Sassenberg nicht selten die Erlaubnis, die für sie eingetroffene Post öffnen und lesen zu dürfen, sollte er morgens eher wach sein als die Erholung suchenden Großstadtprofessoren.⁶⁰

Kein Wunder also, wenn die Kinder der drei, die Geschwister und Cousins Annette Schücking-Homeyers, ihrerseits ebenfalls viel und häufig korrespondierten. Auch ihre Briefe wurden rundgeschickt, wenn sie sich inhaltlich und stilistisch anboten, schließlich waren sie schon als Jugendliche ins innerfamiliäre Briefnetzwerk eingebunden. „Lieber Lothar! Anliegender lustiger Brief von Monni wird Euch Spaß machen. Ich erbitte ihn zurück“,⁶¹ teilte Levin Ludwig Schücking etwa seinem ältesten Bruder 1936 über ein Schreiben seiner jüngsten Tochter Luise (geb. 1918) mit; ähnliche Wendungen finden sich zuhauf. Die Kinder informierten die Eltern, und damit nicht selten auch die Verwandtschaft, über Details ihrer Ausbildung und mitteilungswürdige Erlebnisse und Bekanntschaften sowie sonstige Nachrichten aus der weiteren Fami-

⁵⁷ Jürgen Gregolin, Briefe als Texte. Die Briefedition, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 64 (1990), S. 756-771.

⁵⁸ Beate E. Schücking, „Deine Augen über jedem Verse, den ich schrieb“, S. 18.

⁵⁹ Levin Ludwig Schücking aus Leipzig vom 30. Januar 1927, in: Nachlaß Annette Schücking-Homeyer (Detmold, jetzt Sassenberg).

⁶⁰ Daran erinnert sich die Tochter Lothar Engelbert Schückings, Annette, aus wiederholtem Erleben. Vgl. Abschriften von Interviews (20. Februar und 20. Mai 2006, 17. September 2007) im Besitz des Verfassers.

⁶¹ Levin Ludwig Schücking aus Leipzig an Lothar Engelbert Schücking, undatiert [1936, U.M.], in: Nachlaß Annette Schücking-Homeyer (Detmold, jetzt Sassenberg).

lie.⁶² Bei aller Offenheit wurde freilich nicht alles für die Weitergabe im Schücking-schen Familienkreis freigegeben. Gewisse Intimitäten besprach man naturgemäß nur mit ausgewählten Briefpartnern, auf die sich das engere Vertrauen beschränkte.⁶³ Als ihr Halbbruder aus der ersten Ehe des Vaters während des Krieges einige Monate in Münster stationiert war, freundete sich Annette Schücking eng mit ihm an und begann einen, unter den Einwirkungen der Kriegereignisse freilich bald wieder in Abbruch gekommenen Briefwechsel mit ihm. Auf die Intensität des schriftlich Ausgetauschten deutet ein Briefgang des eine halbe Generation älteren Julius Lothar Schücking hin, in dem es am 30. Dezember 1942 hieß: „Liebe Annette. Du hast mir einen so schönen langen inhaltsreichen und anmutig stilisierten Brief geschrieben, dass ich ein recht schlechtes Gewissen habe, ihn erst jetzt zu beantworten.“⁶⁴

Annette Schücking war wie ihre Geschwister und Cousins eine fleißige Korrespondentin. Erste Briefe stammen aus den Dortmunder und Sassenberger Kindheitsjahren an den jeweils abwesenden Elternteil. Für die Jahre nach 1933 finden sich nur wenig Briefe aus ihrer Feder, was durch die örtliche Nähe zu den Eltern und Geschwistern zu erklären ist, schließlich lebte der mit Berufsverbot belegte Vater nun dauerhaft im Kreise seiner Familie. Das Zusammenleben mit den Eltern ist auch im Falle der übrigen Angehörigen dieser Generation der Hauptgrund für die in Relation zu den Eltern geringere Zahl erhaltener Briefe. Einige sind in den Privatarchiven in Oberurff, Murnau und Sassenberg freilich trotzdem erhalten.⁶⁵ Im Falle Annette Schückings änderte sich das gegen Ende der 1930er Jahre, als die angehende Juristin während des Studiums mit dem Schreiben von Briefen an ihre Eltern begann. Davon, dass ihr Inhalt bald der sehr speziellen Lebenssituation Annette Schückings in der besetzten Ukraine und dem Kaukasus Rechnung trug, zeugen die in diesem Band edierten Schreiben.

4. Briefschreiben als schriftliche Selbstvergewisserung

Dass selbstbestimmte Individuen in nachaufklärerischen modernen Zeiten auf die eigene Familie sowohl mit Anschluss wie aber auch mit Abgrenzung reagieren, ist sicherlich keine neue Erkenntnis, eher Teil unseres – meist selbsterlebten – Alltags-

⁶² Sie schrieben aber auch Hunderte Briefe untereinander, vgl. die zahlreichen Erwähnungen von Briefwechseln und gegenseitigen Besuchen der zwischen 1903 und 1926 geborenen Cousins und Cousinen in der Autobiographie Walther Schückings (1909-1992), in: Privatnachlass Walther Schücking, Oberurff. Freundschaftliche Beziehungen zu gleichaltrigen Cousins, die in Briefen aufrecht erhalten wurden, erwähnt auch Sybille Schücking (1921-2000), vgl. die Nachschriften eines Interviews von Kindern und Neffen aus dem Februar 1999, CD 11/11, in: Nl. L.E. Schücking, A. Schücking-Homeyer (Detmold, jetzt Sassenberg).

⁶³ Vgl. dazu übergreifend den instruktiven, mit zahlreichen weiterführenden Angaben versehenen Aufsatz von Gunilla-Friederike Budde, Familienvertrauen – Selbstvertrauen – Gesellschaftsvertrauen. Pädagogische Ideale und Praxis im 19. Jahrhundert, in: Ute Frevert (Hg.), Vertrauen. Historische Annäherungen, Göttingen 2003, S. 152-184.

⁶⁴ Nl. L.E. Schücking, A. Schücking-Homeyer (Detmold, jetzt Sassenberg).

⁶⁵ Etwa im Privatnachlass Levin Ludwig Schückings in Murnau. Weitere Beispiele sind angeführt bei: Morgenstern, Bürgergeist.

wissens. Wenn die Geschichte der eigenen Vorfahren und Verwandten als positiv empfunden wird, reiht man sich zumeist gern ein und verortet sich selbst an einer passend erscheinenden Stelle am jeweils gegenwärtigen Ende einer als gemeinsam erinnerten familialen Vergangenheit. Im Falle von Künstler- oder Akademikerfamilien, wo die Familiengeschichte als geistig positiv-konnotiertes Narrativ über Generationen weitergegeben wurde, liegt es für den einzelnen Angehörigen des verwandtschaftlichen Personenverbandes nahe, sich selbst auch vermittels geistiger Arbeit in diese Gruppe einzubinden. Wie breit dabei der Begriff „schriftliche Leistungen“ gefasst werden kann, zeigt das vielfältige Schaffen des Schückings des 18. bis 20. Jahrhunderts. Ob schöngeistig-literarisch, politisch-publizistisch, wissenschaftlich oder gleichsam alltäglich arbeitsbegleitend im Brotberuf des Juristen oder Mediziners: fast überall haben die Schückings Berge von Papier hinterlassen, worunter die aus genuin geistiger Arbeit entstandenen literarischen und wissenschaftlichen Dokumente innerfamiliär die höchste Anerkennung genossen und genießen.⁶⁶

Die ursprünglichste Form individueller schriftlicher Rückbindung an das geistige Erbe der Familie Schücking lässt sich allerdings im Briefeschreiben erkennen. Wie im Schreiben von Memoiren oder wahrscheinlich noch ähnlicher im Tagebuchschreiben kann das Schreiben von – über ihren bloßen Mitteilungszweck hinausgehenden – Briefen der Selbstvergewisserung dienen. Und tatsächlich lässt sich in einer Vielzahl von Briefen der Schückings eine mehr über den Schreiber als über das Geschriebene verratende Reflexion des Ich ausmachen. Freilich wäre es eine unzulässige Verallgemeinerung, in jedem Schückingschen Brief eine Legitimationsbeschaffung eines an und in einer individuellen Gegenwart arbeitenden Nachgeborenen einer Gelehrtenfamilie zu sehen. Nicht jede profane Postkarte darf als Zeugnis persönlicher familiärer Geschichtspolitik überinterpretiert werden. Aber gerade Briefe aus biographischen Krisenzeiten oder allgemein-historischen Umbrüchen und Katastrophen tragen oft Züge eines um Dokumentation bemühten Schreibens. So darf bezweifelt werden, ob die in dieser Edition veröffentlichten Briefe der damals 21jährigen Juristin bewusst als auf die Determination ihres späteren Bildes abzielende „Traditionsquellen“ geschaffen wurden. Die Vollständigkeit ihrer Erhaltung innerhalb der Quellenberge der Schückingschen Privatarhive lässt sie allerdings auch nicht als rein zufällig auf die Nachwelt gekommene „Überrestquellen“ erklären. Hier zeigt sich eher, wie fließend die Grenzen zwischen den quellenkundlichen ex-post-Kategorisierungen sind und wie wenig damit gelegentlich über den Quellenwert historischer Dokumente ausgesagt werden kann. Denn dass Annette Schücking durch Stil, Form, Informationsdichte und Umfang ihrer Briefe auch unter den Bedingungen des Krieges den Konventionen der Schückingschen Briefkultur entsprechen wollte, ist sicherlich auch in einem größeren familienbiographischen Zusammenhang, d.h. mentalitäts-, geschlechter-, generations- und im weitesten Sinne kulturgeschichtlich interessant. Von entscheidendem Wert ist der Inhalt der Briefe jedoch als ganz seltene, unerschrockene Mitteilung über den Holocaust durch eine „Front“-Augenzeugin an ihre Angehörigen im Reich.

⁶⁶ Auch weniger in Erscheinung getretene Angehörige versuchten sich im Alter zumindest mit einer Autobiographie, vgl. Walther Schücking junior, Manuskript „Erinnerungen“, in: Nl. Schücking Oberurff.

